

**Dieter Hildebrandt gab ein Gastspiel im Landestheater Dinkelsbühl**

## Der Großkabarettist der frühen Jahre

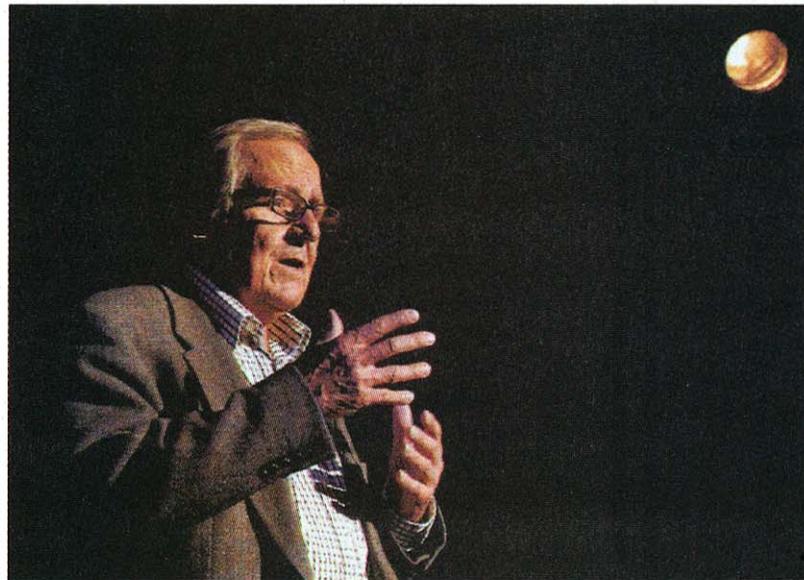
Mit Selbstironie in flotten Gedankenkurven durch Geschichte und Gegenwart

DINKELSBÜHL – Zu Dieter Hildebrandt geht man nicht wie zu einem gewöhnlichen Kabarettisten. Zu einem Hildebrandt-Abend geht man ungefähr so wie zu einem Klassentreffen. Mal schauen, was aus einem alten Bekannten geworden ist. Doch, ein alter Bekannter. Wer jahrelang bei einem daheim im Wohnzimmer zu Gast war, erst schwarzweiß, dann in Farbe, der muss ein alter Bekannter sein. Ein bisschen Nostalgie ist also schon dabei, wenn man sich aufmacht, Dieter Hildebrandt zu schauen. Ausnahmsweise nicht bloß in Farbe, sondern in voller Lebensgröße. So geschehen am Freitag in Dinkelsbühl.

Das Landestheater ist übervoll. Die Bühne ein ordentliches Stück verkleinert, damit mehr Stühle reinpassen. „Ja, ein bisschen eng“, sagt Intendant Peter Cahn zur Begrüßung, „aber sonst hätten hundert weniger Platz gehabt.“

Dann tritt Dieter Hildebrandt auf. Er, der letzte Großkabarettist der frühen Bundesrepublik. Vorsichtig nimmt er die Stufen zur Bühne. Wie jemanden, der im nächsten Vierteljahr 82 wird, wirkt er trotzdem nicht. Gleich hört man, dass er auch nicht unbedingt so redet. Die Stimme wie einst, der Witz wie eh und je.

Hildebrandt setzt sich an den Tisch auf der Bühne, lobt das neue Haus: „Schönes Theater. Haben Sie in Dinkelsbühl noch eine unbeschädigte Bank?“ Freut sich über die vielen Besucher, wundert sich, wie sie hergekommen sind: „Hier gibt es ja nicht mal eine Strecke, die Mehldorn stilllegen könnte.“ Und vermisst den Oberbürgermeister in der ersten Reihe. Der sitzt weit hinten im Saal. Was Hildebrandt schade findet: „Ich hätte



Satirischer Alt- und Ehrenmeister: Dieter Hildebrandt.

Foto: Wirth

den Oberbürgermeister gern beim Lachen beobachtet – oder dem Gegenteil.“

Da ist man schon mittendrin im Programm. Das arbeitet sich von der Gegenwart über Schröder und Kohl bis hin zu Hildebrandts Kriegserfahrungen zurück und wieder vor. Der Hildebrandt-Klassiker „Der Mond ist aufgegangen“, gebläht mit Kohlschen

Bekräftigungsfloskeln, darf zur vorgerückten Stunde nicht fehlen. Eine Lesung aus seinem Buch „Nie wieder 80“ ist das nicht wirklich, soll es nicht sein. Viel lieber spottet Dieter Hildebrandt auf der Höhe der Zeit und nach den Regeln der Kunst. Muss man sagen, dass er sie mit der Selbstverständlichkeit eines satirischen Alt- und Ehrenmeisters beherrscht?

Glos-Demission, Papst-Patzer, die Krönungsfeierlichkeiten in Washington, das Konjunkturprogramm („Man weiß nicht was drin ist, weil sie es immer als Paket verschnüren“), solche Sachen tippt er schnell an. Erklärt das gute alte Peter-Prinzip, nach dem jeder über seine persönliche Kompetenzschwelle befördert wird, baut gleich den neuen Wirtschaftsminister in die Kompetenzschwellen-Betrachtung ein und fragt scheinheilig mit Blick auf die Kanzlerin: „Wieviele Schwellen hat diese mutige Frau überschritten?“

So geht es in einem fröhlich fort. Hildebrandt zieht munter seine Gedankenkurven im Saal, lässt sie sich kunstvoll kreuzen, schmunzelt schelmisch hie und da. Hinter den Brillengläsern blitzen die Augen. Es macht ihm sichtlich Spaß. Natürlich steuert er die Wirtschaftskrise an: „Es gibt viele, die heiter wirken, sie haben nichts zu verlieren. Hartz-IV-Empfänger sind geradezu gelöst.“ Über die Banker ärgert er sich. Erst hätten sie unser Geld verzockt, jetzt bezahlen wir ihre Schulden. Hildebrandt: „Wo soll ich mir denn da hinfassen. Der Kopf ist mir zu schade dafür.“

Das Politische verschränkt er mit dem Privaten, die Gegenwart mit der Vergangenheit. Den Geist der Fünfziger zitiert er mit ein paar Sätzen aus dem „Hausbuch für deutsche Familien“ herbei. Dass das Fernsehen, einst sein Medium, keinen Bildungs-

auftrag mehr verfolge, sondern auf die Stufe eines Haushaltsgeräts abgestiegen sei, wird zu einem Indiz für die grassierende Verblödung. Zu entkommen ist der nicht. Hildebrandt nimmt sich davon nicht aus, vermutet höheres Kalkül – die Regierende brächten die Regierten allmählich auf ihr Niveau – und freut sich dann über einen Merkel-Satz wie den: „Wer 16 Jahre in der Politik war, ist für andere Berufe nicht mehr zu gebrauchen.“

Das Sportfernsehen nimmt er sich auch vor, als bekennender Dauerglotzer weiß er, wovon er redet. Seine Zettelwirtschaft ironisiert er flott weg und das rasante Altern der Technik in unserer schönen neuen Computer-Welt ebenso.

Dem eigenen Alter steht er mit einem Staunen gegenüber: „80 Jahre ohne in Bayern etwas Anständiges geworden zu sein.“ Später fällt ihm noch ein Satz seines Vaters ein. Der sei irritiert darüber gewesen, dass sein Sohn für den Unsinn, den er den Leuten erzähle, auch noch bezahlt werde. Das nun mag Dieter Hildebrandt mit Blick ins Publikum so nicht stehen lassen: „Ich denke, dass dieser Satz auf Sie zurückfällt. Und bitte Sie, meinen Dank entgegenzunehmen.“

Schöne Geste, fast ein Abschiedswort nach einer langen Kabarett-Karriere. Beifall, Beifall. Und Zugaben. Mit seinen Jahreszeiten-Gedichten in niederschlesischem Dialekt beschwört er, der Vertriebene, der Flüchtling, das Land seiner Kindheit und Jugend. Nicht ohne Augenzwinkern, versteht sich. Seine Dialekt-Gedichte sind von einer solch verknappten Lakonie und einer solch schwer-mütigen Lebensfreude, dass sie übersetzt glatt als fränkische Urtexte durchgehen könnten. *Thomas Wirth*